

SUSANNE MATTHIESSEN

DIESE EINE LIEBE WIRD

NIE Roman einer
Sylter Jugend

ZU ENDE GEHN



stein 

im Mund. So kann man doch mit Tieren nicht umgehen.« Das sagt meine Mutter, während sie die neuen Fuchsmäntel ausschüttelt, damit das Fell schön fluffig wird und glänzt.

Die Punks sind neben dem Seehundsterben das zweite Trauma unseres Bürgermeisters Volker Hoppe. Mit Schaudern erinnert er sich an den Besuch von Helmut Kohl, der auf seiner Bädertournee im Sommer in der Fußgängerzone von Westerland mit den Punks zusammenstieß. Im Vorlauf der Bundestagswahl 1987 war ein Triumphzug entlang der Friedrichstraße und über die Kurpromenade geplant. Ein »Marathon der guten Laune«, wie die ZEIT es beschrieb. Ein Heimspiel zusammen mit Gerhard Stoltenberg, Schleswig-Holsteins Leuchtturm in Bonn. Zielgenauer konnte Helmut Kohl seine CDU-Wähler nicht treffen als auf Sylt. »Die Leute haben Zeit, sind entspannt und hören mir deshalb auch gerne zu.« In der Nordsee baden kam für den Bundeskanzler zwar nicht infrage, aber in der Menge baden, dafür war Westerland ideal. »Weiter so, Deutschland«, mit dieser Wahlkampfparole zog Kohl vom Bahnhof Richtung Strand und mitten hinein in den Punkerpulk am Wilhelmine-Brunnen. Eigentlich wollte er über »Stabile Preise! Sichere Renten! Mehr Arbeitsplätze!« sprechen. Aber dann traf er auf Pfuschi.

Mit dramatischer Gesichtsbemalung, in ihren weißen Allround-Turnschuhen und vielfach durchlöcherten Ohren voller Silberringe war sie plötzlich vor ihm aufgetaucht, hatte sich an seinen Bodyguards vorbeigeschlingelt und schleuderte ihm mit den Worten »Fresse halten!« den Rest aus ihrer Bierdose übers Freizeithemd. Sie verlor das Gleichgewicht und wäre fast noch gegen ihn gefallen, betrunken wie sie war, wurde aber sofort von Polizeibeamten in Zivil energisch zur Seite geschoben. »Birne wirbt, Nordsee stirbt« rief sie ihm noch hinterher.

Pfuschi war so ziemlich der einzige echte Punk, den Sylt jemals hatte. Und für diese Aktion haben wir sie alle bewundert. Jedenfalls hinter vorgehaltener Hand. Und nicht im Beisein unserer Eltern. Das war Pfuschis schlimmste Zeit. Als traurige Berühmtheit. Mit einer Familie, die allen auf der Insel leidtat, weil sie so Pech hatte mit ihrer Tochter. Mit einem Unterarm, in den sie selbst oder jemand anderes in scharfkantigen Buchstaben »Lewwer duad üs Slaav« reingeschnitten hat, was nicht richtig verheilt ist, weil es sich immer wieder entzündet hat. »Lewwer duad üs Slaav« ist der Wahlspruch der Sylter Friesen. »Lieber tot als versklavt«. Das geht auf eine alte Sylter Sage zurück, nach der sich unser Vorfahr Pidder Lüng dem Steuereintreiber widersetzte und mit dem Leben bezahlte. Sich niemandem beugen, das liegt den Syltern angeblich in den Genen. Pfuschi hat das schon immer sehr ernst genommen.

Die Sylter Rundschau schrieb am nächsten Tag über diesen Pfuschi-Zwischenfall, dass es Gerhard Stoltenberg war, der den wütenden Kanzler davon abhielt, sich Pfuschi persönlich vorzuknöpfen: »Nicht stehen bleiben, zügig weitergehen!«, habe er zu Helmut Kohl gesagt. Der Rest des Nachmittags verlief dann noch erfreulich für die politische Delegation. Die Massen strömten Richtung Strand, der Regierungschef hielt Hof. Alles passte zusammen. Helmut Kohl war auf Sylt. Wo sonst? Es kam zusammen, was zusammengehört. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass es sich immer lohnt, auf Sylt Urlaub zu machen, hier war er. Fast zwei Meter groß. Eine Welle der Genugtuung rollte über die Insel. Die »geistig moralische Wende« würde auch die verkommenen Punker aus der Friedrichstraße wegfegen. Das passierte aber nicht sofort.

Für Pfuschi hat sich das Zusammentreffen mit Helmut Kohl auf jeden Fall ausgezahlt, denn in Anarchokreisen sprach sich schnell herum, dass man auf unserer Insel eine Menge erleben kann – sogar mit den Bossen der Bosse. Wo gibt es das noch? Einen Ort, an dem lautes Rülpsen, antriebsloses Herumlungern und blaue Haare noch echte, tief empfundene Abscheu auslösen. Eine Wie-für-mich-gemacht-Location.

Kaum eine Woche später kommen die Punks in Scharen. Aus der gesamten Republik. Es beginnen die Sylter »Chaos-Tage«, die man auch Jahrzehnte später noch liebend gern aus der Inselchronik streichen würde. »Punker beiderlei Geschlechts urinieren in der Fußgängerzone herum«, schreibt die Sylter Rundschau und zitiert auch noch einen Polizisten: »Sie hausen wie die Tiere.« Pfuschi kommt noch mal ganz groß raus, weil sie weiß, wo es was zu klauen gibt und in welchem Abbruchhaus man sich einnisten kann.

Mühelos gelingt der Punk-Invasion, was in Jahrzehnten der ausgeprägten Exzentriz und der vielen Paradiesvögel, die hier zwischengelandet sind, niemand geschafft hat: Westerland erleidet einen spürbaren Umsatzrückgang. Manche Geschäfte klagen über Einbußen von bis zu vierzig Prozent. Unser Pelzgeschäft ist massiv betroffen. Die wohlstuierte Kundschaft meidet Westerland und will sich schon gar nicht mit einer Pelz-Matthiessen-Tragetasche erwischen lassen. Das Schlendern durch die Friedrichstraße gleicht einem Spießrutenlauf. »Seien Sie mir nicht böse«, sagt Frau Schmidt-Hensel am Telefon zu meinem Vater, »wenn ich mich anpöbeln lassen will, dann kann ich auch in Berlin bleiben.« Sie betreibt zusammen mit ihrer Tochter einen gut gehenden Herrenausstatter am Mehringdamm und ist eine unserer treuesten Kundinnen.

Meinem Vater platzt der Kragen. Es reicht. Es muss etwas passieren. Zwar hat jeder Bundesbürger das Recht, an jedem Ort dieser Republik öffentlich eine Dose Bier zu leeren, aber »nicht so! Und nicht überall! Jedenfalls nicht hier!« Dies sei zwar ein freies Land, aber auch das Grundgesetz komme irgendwann an seine Grenzen. Man befinde sich schließlich in einer Notlage. Nein. Notwehr. Aus reiner Notwehr sollen für Sylt ab sofort andere Regeln gelten, erklärt mein Vater in seiner Funktion als Vorsitzender der Sylter Unternehmer und wird dafür gefeiert. Ohne Liquidität keine Liberalität!

Gerade erst hat er zusammen mit den anderen Geschäftsleuten und dem Fremdenverkehrsverein einen neuen Werbeslogan entwickelt und bundesweit unter die Leute gebracht. »Sylt – eine Insel lächelt Sie an«, den will er nicht wieder einkassieren. Die Bildzeitung hatte sich schon lustig gemacht und den Slogan umgetextet in »Sylt – eine Insel pöbelt Sie an«. Und das reicht nun auch dem Bürgermeister, der kurzerhand die Polizei anweist, das gewohnte Stadtbild wiederherzustellen.

Zweihundertfünfzig Punks werden festgenommen, dabei stellt die Polizei Molotowcocktails und Schlagwaffen sicher. In Extrawaggons der Bundesbahn werden die unerwünschten Elemente von der Insel geschafft. Die Fahrkarten bezahlt die Stadt Westerland. Die Waggons werden abgeschlossen, damit niemand auf der Strecke einfach aussteigen kann, um auf die Insel zurückzufahren. »Dreiundzwanzig Minuten« habe die Festnahme nur gedauert, berichtet die Sylter Rundschau anerkennend. »Eine Stadt, die tagelang in Angst gelebt hatte, atmet erst einmal kräftig durch.«

Die Erholung währt nur kurz. Im Zeitgeist-Magazin Tempo wird Volker Hoppe zur »Null des Monats« gekürt. Dass der Spuk noch nicht vorbei ist, kann er schwarz auf weiß lesen: »Auf Sylt geht echt noch der Punk ab. Da fahren wir garantiert wieder hin.« Die »Null des Monats« will unser Bürgermeister so nicht stehen lassen. Als die Sylter Rundschau den Preisträgertext auch noch abdruckt, finden die Chaos-Tage plötzlich im Rathaus statt. Die Sache mit dem Respekt müsse man der Sylter Rundschau auch erst mal wieder beibringen. »Die Zeitung wird schließlich auch von vielen Gästen gelesen. Was gibt das denn für ein Bild ab?« Viel ruhiger wird es aber nicht.

Meine Mutter ruft dazwischen: »Guckt mal. Da sind sie schon wieder. Schon wieder!«

Eine wilde Horde Punks zieht an unserem Geschäft vorbei Richtung Strandübergang. Man wird sie nicht los. »Ist deine Freundin Pfuschi noch dabei?«, fragt meine Mutter. »Da schämt man sich als Sylterin.«

Pfuschi sehe ich nicht mehr so oft. Seit dem letzten Zwischenfall, der nun auch schon wieder ein paar Monate her ist, habe ich nicht mehr angerufen. Und sie auch nicht. Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Ich habe es ausgeblendet. Ich hatte es immer ausgeblendet. Ich wollte nicht hinsehen.

Es war kalt, es war stürmisch, es waren Weihnachtsferien, ich kam auf die Insel und wollte wie immer Pfuschi besuchen. Tante Lorenzen stand in der Tür der alten Scheune, umarmte mich gleich, zog mich in die Küche, wo wie immer auch Pfuschis Vater auf der Eckbank saß, der alte Kapitän Herbert Lo. Bekannt für sein mildes Dauerlächeln und die weißen, welligen Haare. Er sieht immer vergnügt aus und wirkt meistens tiefenentspannt. Ganz anders als die Sylter, die ich sonst so kenne, die immer heftig unter Stress stehen, weil die Geschäfte laufen und laufen müssen.

Ich will mich gerade zum alten Kapitän herunterbeugen, um ihn zu begrüßen, da kommt Pfuschi um die Ecke und zischt: »Fass ihn nicht an!« Herbert Lo lächelt weiter, als wenn nichts wäre, ihre Mutter fragt: »Tee?«, und Pfuschi zieht mich aus der Küche. Der Schreck sitzt mir im Nacken. »Spinnst du?«, herrsche ich Pfuschi an, deren Punk-Outfit heute mal Pause macht. Sie trägt einen Norwegerpulli, darunter allerdings drei Nietengürtel, die schräg über der Hüfte hängen. Und die vielen Ohrringe ziehen an den Seiten ihr Gesicht nach unten. Jedenfalls denkt man das.

»Fass ihn einfach nicht an«, sagt Pfuschi noch mal, »nicht mal die Hand geben! Nicht mit ihm sprechen!« Sie drängt mich raus ins Wohnzimmer, vorbei an ihrem jüngeren Bruder Arendt, der wie eine Mumie eingewickelt auf dem Sofa liegt, ohne sich zu rühren, raus in den Innenhof.

Ich bin nicht vorbereitet auf die Offenbarung, die nun folgt. Nicht auf die Krämpfe, nicht auf die Schreie, nicht auf die Wut. Ich stehe da in meinen Gummistiefeln und friere. Als sie sagt: »Ich ekel mich vor ihm. Er hat schlimme Sachen mit mir gemacht«, kommt vom Inhalt bei mir überhaupt nichts an. Ich verstehe nicht, was sie sagt. Was antwortet man da? »Das tut mir leid«?

»Fuck you!«, sagt Pfuschi und heult. »Du hast dich nie wirklich für mich interessiert.« Ihr ganzer Körper schüttelt sich, sodass ich nicht weiß, ob sie jetzt wieder pfuschilacht oder ob das Ganze wirklich ernst ist. Es könnte auch eine ihrer Pfuschilaunen sein. Dass sie so extrem ist, fand ich ja immer schon toll. Aufsässig und rotzig vor allem in der Schule. Und dann war sie auch immer Künstlerin, hat gemalt und kleine Möbel gebaut. Von ihr habe ich tapezieren gelernt – mit Alufolie. Ihr Zimmer: ganz in Silber. Nachts war sie lange wach, morgens immer verschlafen. Wir haben uns viel rumgetrieben. Mal war sie dünn wie ein Streichholz, dann wieder »eine starke 46«, wie mein Vater in unserem Geschäft elegant Übergrößen beschreibt. »Woran merkst du, dass du zu dick geworden bist?«, hat sie mich mal gefragt. »Wenn du am Strand liegst und Leute angerannt kommen, um dich ins Meer zurückzurollen.«

Zwischendrin war Pfuschi sogar mal lange vor dem Abitur nach Berlin abgehauen und hat in besetzten Häusern gelebt. Aus der Zeit habe ich noch eine Postkarte von ihr. »Alles Schweine. Außer Mutti.«

»Versprich mir, dass du nie wieder ein einziges Wort mit ihm redest«, quetscht Pfuschi aus ihrem zitternden Körper raus.

»Okay«, sage ich und lege meine Hand auf ihre Schulter. Ich denke daran, wie es wohl sein würde, nie wieder mit Herbert Lo zu plaudern. Einfach so. Ihm nie wieder die Hand zu geben. Wie das funktionieren soll. Man trifft sich ja überall. Eigentlich nimmt er mich sogar immer in den Arm zur Begrüßung.

»Ich muss da jetzt total konsequent sein, verstehst du?«, schnauft Pfuschi ohne Taschentuch und wischt sich den Rotz mit dem Ärmel ab. »Ich bin da jetzt ganz konsequent.«

»Und deine Mutter?« Was anderes fällt mir gerade nicht ein.

»Meine Mutter? Die hat es gewusst. Muss sie ja.«

»Okay«, sage ich.

»Okay? Okay? Was ist daran okay?« Die letzten Worte kreischt sie eher, als dass sie schreit. Pfuschi schubst mich, dass ich stolpernd rückwärts drei Schritte machen muss, um nicht hinzufallen. Sie rastet vollkommen aus.

»Was sagst du dazu?«, kreischt sie. »Was sagst du dazu?«, heult sie.

Was ich dazu sage? Irgendwie nichts. Dieser Druck. Mir tun die Ohren weh. Pfuschi ist auf einmal eine fremde Person. Nicht die, die ich kannte. Alles fliegt gerade auseinander.

Ich sehe mich bei den Lorenzens am Küchentisch sitzen. Ganz gemütlich nach der Schule. Tante Lorenzen schiebt mir Bratkartoffeln rüber. Dazu gibt es Sauerfleisch und dicke Gewürzgurken. Herbert Lo erzählt, wie er früher Kaninchen im Stall hatte, einmal die Tür nicht richtig zugemacht hat und wie eine Möwe dann eins mitgenommen hat. »Nicht wahr!«, sagt Pfuschis Bruder Uwe. Und Herbert Lo lacht sich ins Fäustchen. »War ein sehr kleines Kaninchen«, sagt er. Die Lorenzens sind wie meine Familie. Es heißt ja: Wenn man sich ohne zu fragen etwas aus dem Kühlschrank nehmen darf, dann ist das Familie. Ich weiß, in welcher Schublade die Schokolade liegt, wo der Sekt im Keller steht, mit welchem Messer das Brot geschnitten wird. Wie kann es sein, dass ich niemals bemerkt habe, dass Pfuschi und ihr Vater Sex hatten? Es sprengt meine Vorstellungskraft. Ich kenne die Begriffe. Vergewaltigung. Missbrauch. Übergriff. Gewalttat. Es gelingt mir nicht, Herbert Lo und Pfuschi damit in Zusammenhang zu bringen.

Pfuschi ist jetzt ganz ruhig geworden. »Ja. So war das«, sagt sie, »jetzt bist du platt, oder? Ein paar Jahre habe ich nicht mehr dran gedacht.«

»Und jetzt?«

»Jetzt versuche ich klarzukommen.«

Ich denke an das Archsumer Dorffest, ich war vielleicht vierzehn oder fünfzehn, als Herbert Lo ganz schön einen getankt hatte und im allgemeinen Gewühl die ganze Zeit versucht hat, mich zu umarmen. Die Musik spielte laut, Alkohol war tabu, jedenfalls wenn unsere Eltern dabei waren. Und mir war dieses plumpe Angerempeln absolut unangenehm. So wie er sich an mich gepresst hat. Ich habe mich immer wieder weggedreht, rausgewunden, bin abgetaucht, in die Knie gegangen und habe dabei auch gelacht.

Irgendwann ist dann Herbert Lo zu meinem Vater rübergewankt und hat sich bei ihm beschwert. »Peida, deine Tochter lässt sich von mir nicht umarmen. Da musst du mal ein Machtwort sprechen.« Und dann kam mein Vater und sagte, ich soll jetzt mal nicht so ruppig und abweisend sein. Ich soll mal nett sein. Wie Kinder sich verhalten müssen, haben die Eltern einfach vorgeschrieben. Da gab es keine Diskussionen. »Sag Guten Tag!«, »Stell dich nicht so an!«. Funktioniere bitte. »Das ist doch Herbert. Den kennen wir doch. Der braucht ein bisschen Pflege.« Und dann sagte er noch, wenn ich das Gefühl hätte, Herbert müsste nach Hause gebracht werden, solle ich ihm Bescheid sagen. Pfuschi hat sich damals kaputtgelacht. In ihrer traurigen Hilflosigkeit. Aber so war das eben. Ein typisches Dorffest.

Und da fallen mir mit Herbert Lo noch einige andere Situationen ein, die man alle so oder so sehen kann. Alles eine Frage der Perspektive. Auf meine kam es ja nicht an. Wem hätte ich mich anvertrauen sollen? Tante Lorenzen hat immer Späße darüber gemacht, hat »So isser eben« gesagt. Es waren ja viele so. »Na, mien Deern, heute schon die Sonne geputzt?« Und dann wird einem in die Haare gegriffen oder auf den Hintern gehauen. Ganz normal eben. Das hat man so geschehen lassen. Notgedrungen. Es hatte etwas von einem Naturgesetz. Ich wäre gar nicht auf die Idee gekommen, so ein Verhalten infrage zu stellen.

»Was ist mit deinen Brüdern?«, frage ich Pfuschi.

»Keine Ahnung.«

»Hast du mit denen nicht gesprochen?«

»Ich geh doch nicht zu Uwe und sage: Hör mal, ich muss dir was erzählen. Ich geh auch nicht zu Arendt und wickle den aus der Decke.«

»Und deine Mutter?«

»Schaff ich nicht.«

Würde ich auch nicht schaffen.

»Ich kann sie nicht zur Rede stellen«, Pfuschis Augen schwimmen im Meer, »dann zwingen sie mich was auf. Dann müsste sie was machen.« Mit dem Haus, mit der Familie, mit der Gästevermietung, mit der ganzen Insel. Mit der Kirchengemeinde, mit Pastor Giesen, mit dem Häkelclub, mit der Gymnastikgruppe und mit Rudi Wieda von der Raiffeisenbank in Morsum wegen der Kredite.

Was Pfuschi sagt, höre ich gedämpft. Wie aus der Ferne. »Dann müsste sie was machen.« Als ob Pfuschi etwas durch den Seenebel ruft. Dann würde sich alles verändern. Unsere ganze Welt. Dann müsste ja nicht nur Pfuschis Mutter was machen. Dann müsste ich was machen. Dann müssten meine Eltern was machen. Die ganze Clique. Dann müsste die Polizei was machen. Ich möchte nichts mehr hören.

Meine rastlos zuckenden Beine bereiten schon mal die Flucht vor. Aber ich stecke schon viel zu tief im Schlick des Wattenmeers. Wenn man erst einmal eingesunken ist, kommt man nicht mehr raus. Es entsteht ein Unterdruck, der den Körper buchstäblich immer tiefer saugt. Man kann die Leute nicht zählen, die im Wattenmeer auf diese grausame Art ums Leben gekommen sind. Man steckt fest, und dann läuft die Flut auf. Das geht überraschend schnell. Das Wasser steigt schneller, als man laufen kann. Wenn man laufen könnte. Aber man ist gefangen. Man kann einfach nur zusehen und nichts tun. Dann hilft nur noch eine Luftdruckklanze, von der Feuerwehr hier oben an der Küste selbst entwickelt und gebaut. Dabei wird ein langes Stahlrohr in den Schlamm gesteckt und Luft hineingepumpt. So wird der Unterdruck aufgehoben, und die Feuerwehr kann einen rausziehen.

Eine solche Rettungsaktion wäre jetzt sehr hilfreich. Man steht im Schlick und sinkt ganz langsam immer tiefer. Aber die Feuerwehr kommt nicht.

Pfuschi habe ich nach diesem Abend nicht wiedergesehen. Ich bin Sylt ferngeblieben, habe mich mit meinem anderen Leben fern der Insel beschäftigt und durch andere Sachen abgelenkt. Und ich war auch stinkig auf sie, weil sie mir diese Geschichte erzählt hat. Das hat alles so eingesaut und schwierig gemacht. Ich wusste nicht, wie ich ihr helfen sollte. Es war ja nun passiert. Man konnte es nicht rückgängig machen. Ich war erschüttert, sie tat mir leid, aber ich tat einfach – nichts.

Nun steht sie plötzlich bei uns im Geschäft. Hinten im Kabuff sitzt der Bürgermeister immer noch mit meinem Vater zusammen und macht große Augen. Pfuschi sieht krank aus. Aber trotzdem sprüht sie vor Energie. »Ich habe eine Karte für dich«, sagt sie, ohne Hallo zu sagen. »Die Ärzte geben ihr Abschlusskonzert. Im Kursaal am Strand.« Sie tut so, als sei nie etwas gewesen. Sie strahlt mich an, als könnte sie einfach ausblenden, was passiert ist. Dieses Angebot nehme ich sofort an. Ich bin erleichtert.

»Ihr geht zum Ärztekongress?« Meine Mutter ist überrascht. »Was wollt ihr da denn?« Wie die meisten hier auf der Insel geht sie davon aus, dass »Die Ärzte« zur traditionellen »Sylter Woche« gehören, in der